

Schwester und Bruder [Fortsetzung]

Autor(en): **Odermatt, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 45

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648472>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

9. November 1935

Das Ende. Von F. W. Weber.

Herbstregen sprüht auf Stoppelfeld und Heide,
Aufschauernd bebt die Erle, nackt und bar,
Und wie im Sturm des Bettlers greises Haar
Weht flatternd das Geäst der alten Weide.

Fort mit den Schwalben flog die Sommerfreude,
Der Wald ist stumm, die Sonne blöd und blind,
Der letzten Halme letzte Träne rinnt,
Eh sie zum Schlaf die müden Köpfchen senken.

Bald deckt ihr Grab mit Schnee der Winterwind,
Und bald auch deins. Nun magst du, Menschenkind,
Des eignen Endes sorgenvoll gedenken.

Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

8

Dumm wäre es, zu dieser Krankheit einen Doktor zu rufen. Das beste Mittel ist wie bei jeder andern Krankheit: Man denkt nicht daran, und zwingt sich, neben hinaus zu schauen. Sie war härter als ihr Bruder. Regina konnte an die Erfahrungen ihres Lebens zu zweit mit dem Bruder nebeneinander mit einem gewissen freudigen Selbstgefühl denken. Jüngst war er ein paar Wochen ein Blag gewesen, er mochte nicht arbeiten, mochte nicht essen, nicht lachen, konnte nicht schlafen, und wehrte sich doch, krank zu sein. „Das Blut macht mit ihm“, sagte sie, und reichte ihm Abführtee, kochte ihm gütliche Süpplein. Für alles war er dankbar, und nie kam ein ungeduldiges Wörtlein über seine Lippen. Seiner war sie sicher. Wie sie den Bruder ohne andere Hilfe gepflegt und wieder hochbrachte, so hatte sie ihn auch als Mann in den Senkel gestellt. Ihm Hilfe und Stütze zu sein, war ihr edelster Lebenszweck.

Regina fühlte wohl, wie die Zeit an ihr vorüberging, doch dachte sie nicht daran, daß sie auch Meinrad älter gemacht habe. Er, der mit der Reife länger gesäumt hatte, stand nun in der Kraft seiner Männlichkeit, und so manches Maidlein auf ihn ein zärtliches Auge warf, warf auch ein böses auf Regina, weil sie ihn wie einen Drachen bewache. Seine treuen Augen waren wie Sonnen, der Mund wie eine volle Rose und das Kinn von solch schönen Formen, daß es lockte, es nicht bloß mit den Augen, sondern auch streichelnd mit dem Gefühl zu verkosten.

Schon begannen auch die Bürger seinen Namen zu nennen, wenn sie die Besten aussuchten, um sie zum Rathsherr oder Richter zu erküren. Doch, weder vom Ansehen,

noch vom Geld im Kasten ließ er sich eine Stunde von seiner langen Arbeitszeit abmarkten. Vier Arme genügten nicht mehr, die Ernte von Hofstetten zu bergen. Und Regina, nein, sie versäumte nichts von der Arbeit, doppelter Segen ruhte wunderbar auf ihr, wemgleich sie niemals die Kirchenglocke vergebens zu einer Andacht rufen ließ, und es wiederholte sich unsichtbar, was die Legende vom heiligen Sidor erzählt: Während er mit gefalteten Händen betete, führten Engel das Pfluggespann über den Acker.

Ein Knechtlein? ... Eine Magd? ... Raum wäre im Hause.

Bruder und Schwester berieten miteinander. „Wenn eine dritte Seele Tag für Tag am gleichen Tische mit uns äße und unter dem gleichen Dache schlief“, sagte Regina, „ich meinte, es wäre ein Hag zwischen uns aufgerichtet.“

„Ich bin deiner Meinung“, antwortete der Bruder. „Ich fände mich gehemmt, wenn ich nicht mehr mit dir reden könnte, ohne mich umzuschauen, wer hinter mir stände.“

So ward beschlossen, zu Zeiten, da die Arbeit besonders drängte, eine Aushilfe einzustellen und zwischenhinein etwa noch ab und zu eine halbe Stunde an den Arbeitstag zu setzen. Die Christe, sie war schon ein und andermal ungerufen, wenn sie sah, daß drüben zu wenig Hände waren, eine Stunde hergekommen, war tüchtig und bescheiden ... Regina hatte den Vorschlag gemacht und Meinrad war gleich einverstanden. Sie war kein junges Flatterblut mehr, kam des Morgens und ging des Abends, sie wohnte nahe und hatte eine alte Mutter daheim, die tags sich kaum vom Stuhle rührte, nachts aber, besonders in hellen Mond-

nächten, im Hause geisterte, Gesichte sah, die Fenster aufriß und mit hapselnden und raspelnden Worten die Nachbarn, die sie bei ihren Schelt- und Spitznamen rief, als sah sie sie unter den Fenstern vorübergehen, vor irgendeiner satanischen Falle warnte. Christe hatte viel Sorge um sie. Es ward mit dem Alter allmählich schlimmer mit ihr und vermessen wäre es gewesen, sie eine Nacht allein im Hause zu lassen. Die Arbeit auf Hoffstetten ward Christe bald so lieb, als wär's Arbeit auf eigenem Grund. Ließ ihr die Feldarbeit eine Stunde Zeit, so setzte sie sich vor das Spinnrad und spann den seidenen Flachs vom wehenden weißen Schweiß der Kunkel. Und nun sah auch Meinrad manchmal eine Halb- oder eine Viertelstunde länger auf der Bank, so nach dem Essen, und Christe sah, was Regina nicht bemerkte, wie es ihn oftmals eine Ueberwindung kostete, sich loszureißen.

Am Tage, da sie das goldene Korn am Sommerain geschnitten und in Garben gebunden hatten, es war just ein Samstag, empfand Meinrad die Feierabendstille wunderbar festtätig in seinem Gemüte. Es war ihm, daß der Sommer auch ihm eine Frucht gereift habe, ein Frucht anderer Art, als sie auf den Aedern gedieh ... Nach dem Betenläuten, als Regina noch zum Rosenkranz in die Kapelle geeilt war, geleitete er Christe ein Stück Wegs nach Hause. Die Flühe glühten noch, in gedämpften Tönen ertönte der Fluß. Sie hatten beide von der Arbeit erzählt, nun schwiegen sie und lauschten in sich hinein. Mit heißem Atem und stockend erzählte ihnen die Liebe von einem wunderbaren, seligen Glück.

„Die schwersten Tage des Sommers sind vorüber“, sagte sie, plötzlich aufhorchend.

„Ja“, bestätigte Meinrad unsicher. Seine Hand tastete unbeholfen nach ihr, er war wie ein Taumelnder.

„Bis das Obst reif, glaubt die Regina allein auszukommen“, klagte Christe.

„Nein, du mußt früher wieder kommen ...“

„Wenn du mich ruffst ... ja.“

„Ich werde dich rufen.“

Sie schaute ihn verklärt an ... Bezaubernd schön war sie mit dieser Verklärung in den dunklen, träumenden Augen.

„Bald mußt du ganz zu mir kommen. Zum Weibe will ich dich. Ich kann ohne dich nicht mehr leben“, rief er leidenschaftsgerührt.

„Du willst mich? Es wäre wahr? Der Traum meines Lebens, mein Glück. Den Himmel mit allen Freuden nähme ich nicht dafür, so liebe ich dich schon lange — lange.“

Sie umschlang ihn, er küßte sie auf die Augen und den Mund. „Im Herbst ist die Hochzeit“ ... versprach er ihr.

Christe war nicht mehr Christe, sie hing an dem Geliebten, sie lohete aus ihm empor, sie waren eins wie der Holzstoß und das Feuer.

„O, ich will nicht warten bis zum Herbst, in drei Wochen, in drei Wochen schon bist du mein Weib“, flüsterte er ihr ins Ohr.

Als Christe heimkam und die arme unglückliche Mutter sah, ward ein solch unbeschreibliches Glücksgefühl in ihr wach, daß sie die ausgemergelte Frau auf die Arme hob und in der Stube umhertrug und ihr hundertmal, bald laut, bald in die Ohren flüsternd, sagte:

„Er will mich zur Frau — — Hörst du mich, Mutter? Hörst du mich nicht?“

Und endlich lächelte die Alte und sagte: „Ja, ich verstehe dich, Kind.“

VI.

Wasserguß.

Bald nachher ward Maria Himmelfahrt gefeiert.

Als Bruder und Schwester zu Mittag am Tische saßen, sagte Regina: „Weißt du noch, Meinrad, vor achtzehn Jahren, da gingen wir zum ersten Male von diesem Hause aus zur Kirche.“

„Ja, ich weiß — — und heute ist wieder Fest.“

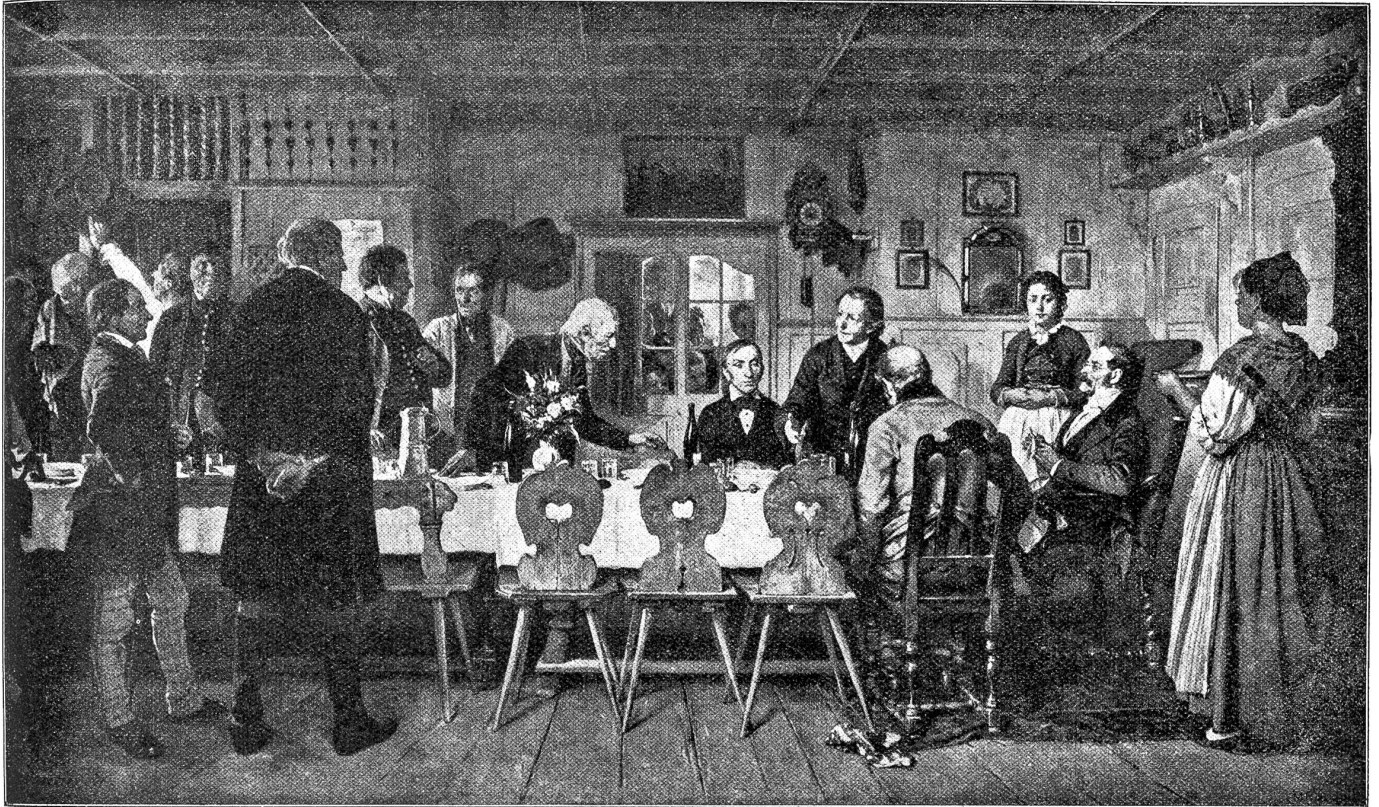
„Was Besonderes meinst du?“ fragte Regina. Der Feierklang seiner Rede machte sie aufhorchen. Plötzlich fiel ihr ein, er sei heute und gestern schon anders gewesen als sonst, sonnig-leicht, und am Morgen hatte sie ihn jodeln gehört. Er war wie ein Schwengel in der Glocke. Aber welches Ereignis läutete aus ihm, dem Stillen, heraus? Aus allem witterte sie eine Gefahr, ihre Blicke drangen ihm auf Herz und Nieren.

„Brauchst keine Angst zu haben“, versicherte sie Meinrad. „Die Christe kommt und ich zeige ihr alles. Sie muß meine Frau werden. Würde ich nicht, daß auch du zufrieden wärest, hätte ich ihr mein Wort nicht gegeben. Du bleibst im Hause, Schwester, das will ich und sie will es auch. Wäre das nicht auch ihr Wille gewesen — so lieb ich sie habe — das hätte uns auseinandergedrückt. Sie hat dich gerne als Helferin und hat dich noch lieber, weil sie weiß, wieviel du mir gewesen bist. Du hast mir und dem Heimen aufgeholfen. Ich müßte fürchten, daß mit deinem Auszug Glück und Segen aus dem Hause fliehen würden.“ Als er so sprach, ruhten seine warmen Augen auf der Schwester, im Gefühle seines Glücks legte er die vollen, weichen Arme vor der Brust zusammen und seine Stimme schwang wie eine Saite in der sehnsüchtigen Erwartung der Geliebten. Doch während er von der Treue der Schwester sprach, brach aus seinem Herzen, dem Angerwasser im Frühling gleich, die Rührung über ihre Liebe, Klugheit und Hingebung hervor.

Regina überflog all die Jahre auf Hoffstetten und maß die Entwicklung Meinrads von dem bleichen, schüchternen Bublein bis zum Manne und erwog was ihr Teil daran war, den sie nun verlieren sollte. Da kam ein Frost über sie und fuhr ihr eisigkalt durch alle Glieder, die Lippen begannen zu zittern, ehe sie zu reden anhub:

„An dem Tage, da eine Frau einzieht, ziehe ich aus. Ich darf nicht zwischen Frau und Mann stehen. Darum muß ich gehen. Ich bin dir alles gewesen, bist du beweibt, darf ich dir nichts mehr sein, denn du gehörst ihr. Blicke ich, so wäre Streit da, vielleicht nicht offen, aber versteckt und heiß, ich wollte doch einen Teil an dir haben. Tagtäglich müßte ich dich fragen: Was hast du von ihr? Was habe ich dir gegeben? Vergleiche ...“

So sprach die Schwester. Ihr Mund zitterte noch, als sie still geworden war. Plötzlich lief sie vom Tische weg hinaus. In der Küche war ihr zu kühl und zuviel von ihrer



Benjamin Vautier. Ein Zweckessen auf dem Lande. (Photographieverlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Sache, ihrer Arbeit, ihren Erinnerungen war da. Und ehe sie ihm wehren konnte, stieg ein böser Wunsch in ihr auf: So arm und leer wie ich hier aufgezogen bin, so arm wie eine Kirchenmaus sollte die andere einziehen müssen. All die schönen Dinge, an denen sie ihre Freude gehabt, stießen mit Messern nach ihr und höhnten sie: „Was hast du nun von uns, einer anderen wollen wir fürder dienen.“

Regina lief auf die Vorlaube, stützte die Ellbogen aufs Gefims und hüllte das Gesicht in die harten Arbeits Hände, die Tränen rannen durch ihre Finger und unter Schluchzen klagte sie wider den Bruder.

„Jetzt muß ich fort. Du stoßest mich hinaus. Gearbeitet, gesorgt habe ich um dich. Das Hemd vom Leibe hätte ich genommen und dir gegeben ... Was gibt dir die andere?“ ... Sie legte ihre Hände auf die Brüstung, sie zitterten, das Blut schwellte die Adern am Gelenke. Und dann preßte sie die Hände zusammen, stemmte die Fäuste in die Höhe und ihre Augen glühten.

Meinrad stand hinter ihr und faßte sachte ihre Rechte. „Was ist dir, Schwester? ... Glaub mir: Ich schaue zu dir auf. Eine Heilige bist du. Ich aber muß ein Weib haben. Auch der Herrgott gab dem Adam eines und er war doch im Paradiese. So will's der Erschaffer von Himmel und Erde, der die Buben so gemacht hat, daß sie sich nach einem Mädchen sehnen, denn die Menschheit muß sich paaren und vermehren ... Du aber sollst bei uns bleiben, die Frau und ich tragen dich auf den Händen und die Kinder sollen dir Gotte sagen und dir am Rod hangen wie der Mutter.“

„Genüge ich dir jetzt nicht mehr, wie lange währt's, wäre ich euch im Wege, den Jungen überdrüssig, eine alte, lahm gearbeitete Jungfer.“

„Genügen?“ Den Bruder flog ein Leuchten an, er rechte sich begehrend. „Regina, die Frau kannst du mir doch nicht sein. Und ich habe die Christe so gern.“ Er konnte nicht ausdrücken, was er bei diesem Worte fühlte. Die Kraft und Freude des Erzeugers wärmte seine Glieder, pulste durch die Adern, das heilige Begehren der Erhaltung — —

„Bist du dir allein zu wenig, so steck einen Steden hinzu, wie zu einem Rosenrod“, höhnte Regina.

„Schmäh meine Liebe nicht — oder“, drohte er hart.

„Liebe — Liebe!“ rief die Schwester mit einer Stimme, die leicht und farbig wie ein Schmetterling war. „Bin ich daran gestorben, als meine Liebe zerronnen ist. — Wem habe ich sie geopfert? — Dir!“ schrie Regina.

Fiebernde reißen so ihre eigenen Wunden auf. Regina freute sich darüber, ihr blutendes Herz vor dem Bruder zu entblößen. „Ich habe meine Liebe nicht mit Füßen getreten, damit deine allein herrsche“, sagte sie mit Zittern in der Stimme.

Auf diese Einrede wußte Meinrad nichts zu antworten. Regina schien zu Stein geworden. Sie starrte auf den rauschenden Fluß hinaus. Ueber die Wuhren her sah sie die weißen Schaumwellen aufspritzen. So war der Fluß; jung stürzte er von den Bergen. Regina erkannte in ihm ein Naturgesetz. Wer wollte ihn jetzt aufhalten, aber unten im See ward er satt und ruhig und sein Auge leuchtete blau auf.

Oft hatte sie gezittert, wenn die Weiden, die die Ufer hüteten, unter dem tiefen, unheimlichen Getöse des wilden Wassers schwankten: Halten sie noch oder brechen sie. — Jetzt — Gott verzeih ihr: Wenn die Wuhre vor ihren Augen geborsten wäre, und die Matte verwüstet, sie hätte vor diesem Gleichnis ihres Lebens keine Trauer empfunden.

Meinrad hörte Schritte. Die Christe. Sein Schutzengel kommt zur rechten Zeit, sie ist die wundertätige Frau, die Regina versöhnt.

Er holte die vor seinem geschlagenen unsicheren Wesen Zaudernde herein.

„Sie weiß es — und will mich nicht?“ fragte sie stoßend.

„Sie weiß es“, — — Christes Blick schoß auf den Geliebten los, rascher als das Gehör, die Antwort zu erfahen. Meinrad blickte zu Boden — — „Du mußt es ihr sagen, dann, dann — du bekommst kein Nein.“

„Wenn ich doch dein Wort habe? Brauche ich mehr?“

„Ja, mein Wort hast du schon. — Um das ihre mußt du kämpfen. Ich bin bei dir.“

So waren einige Minuten hingegangen. Regina schluchzte und ließ Weh und Unrecht, ohne ihm zu wehren, am Herzen fressen. Da trat der Bruder zu ihr auf die Laube und führte die Braut an der Hand.

Furchtbares, Unverantwortliches geschah. Regina, außer sich vor Schmerz und Zorn über den vermeintlich undankbaren Bruder und die Schlange, die sein Herz betört, griff zum Nächsten, was im Bereich ihrer Arme war, es war eine rostige, krummgebogene Sichel, schwang sie im Bogen über dem Kopfe und rief: „Wer dringt in dies Haus mit mehr Recht als ich? Wer mich hinauswerfen will, der wisse, wie ich mich wehre.“ Die Waffe zitterte in ihrer Hand.

Christe konnte erst nicht an den Ernst dieser Gebärde glauben und trat unerschrocken näher. Ein Blick auf die Sinnlose, in deren Augen dunkle Feuer glühten, während die Lippen zitterten, die Wangen eingefallen und das Angesicht grau wie ein Stein war, erschreckte sie. Christe begann mit gütigen Worten und gab der Stimme von der taufriichen Milde ihres Herzens mit: „Schon lange haben wir nebeneinander gearbeitet und du kennst mich, Regina. Bin ich ein Reibeisen? Der Bruder hat mich gerufen. Wir sind nun eins zusammen und du mit uns. Von Fortgehen ist keine Rede. Wenn eins von uns beiden dienen soll, diene ich.“

Aber die Rasende hieb mit funkelnden Augen um sich — — Und aus ihren Blicken sprang ein Funke auf die stille, entsetzte Christe über. Mit einem lauten Schrei wich sie zurück, Meinrads Arm ergreifend. — — Aber er folgte ihr nicht. Wankend stand er zwischen beiden. — —

„Regina, besinn dich doch ... Christe, lauf mir jetzt nicht von dannen.“ (Fortsetzung folgt.)

Ueberwindung der Einsamkeit.

Tränen sind bitter; ungeweinte, trodene Tränen sind noch bitterer. Wenn wir uns achten, haben wir oft solche Menschen uns gegenüber, die immer weinen, Tag und Nacht und Nacht und Tag. Sie weinen diese trodeneren, bitterheissen Tränen. Warum? Ihre Seele ist traurig, denn sie

hat ihren Sinn verloren, oder man hat sie nicht zum Erfüllen ihres Sinnes kommen lassen. Der Mensch ist resigniert. Kennen wir nicht alle dieses Wort? Ja, mehr als kennen, haben es nicht viele von uns an sich selbst erfahren? Sind wir uns klar, woher es kam und wohin es führt, dieses Resigniertsein?

Das Woher haben wir schon gestreift. Die Seele ist verflaut worden. Entweder geschah es durch eine Leidenschaft, durch ein Laster, also aus uns heraus, oder aber durch Umstände von außen. Dadurch hat sie nicht mehr die Kraft, ihre Mission als Mittlerin zwischen Mensch und Ewigkeit, d. h. zwischen Geist und Gottheit zu übernehmen. Sie bringt den Mut dazu nicht mehr auf. Arme Seele! Und wir resignieren. Da sieht es bei uns etwa so aus: „O, das und das ist doch gleichgültig; ich kann das ja auch noch tragen, kommt nicht darauf an; nur über mich hinweg; das und das geht auch noch zu allem andern“ usw. usw. Das ist Resignation in Reinkultur und damit Sünde. Denn jetzt verlangen wir nichts mehr von uns; wir schleppen uns jeden Tag weiter, todmüde, eben krank bis in die Seele und dennoch empfinden wir es als bitter-süßes Leiden dieses Resignierens und darob wird die Seele immer trauriger, so traurig, daß sie den einzigen ihr verbleibenden Ausweg nimmt, um sich bemerkbar zu machen: in der notwendigen Folge auf die Resignation; in der Depression. Wir müssen immer weinen, sei es aus Freude oder aus Leid oder auch — aus gar keinem Anlaß. Immer weinen wir und kommen uns dabei zuweilen so dumm vor. Wir weinen so lange und so viel, daß uns selbst das Weinen zur Qual wird. Und schlußendlich fragen wir uns: Wie bringe ich das dumme Weinen weg?

Und mit dieser Frage haben wir bereits den ersten Schritt zur Besserung getan. Wir fangen an uns zu prüfen, wir gehen in uns und suchen den Grund unseres Leides. Vielleicht, oder sogar erst dadurch kommen wir zu einem Resultat, wenn wir uns auch noch einem Jemand anvertrauen. Der hilft uns weiter, sichtet ab, Lage um Lage; möglicherweise tut dies weh, aber das macht nichts. Auch die heilende Wunde schmerzt zuweilen. Aber unser Freund reiht nicht nur ab, sondern als ein uns in Liebe und göttlicher Strenge gegen uns und mit sich selbst Verbundener hilft er uns auch wieder aufbauen und in diesem Moment erleben wir bereits die Befreiung. Wie sehend Gewordene taumeln wir zunächst, auch das Licht schmerzt einstweilen noch, aber im Darangewöhnen erstarken, gesunden wir. Wir atmen jetzt in Freiheit, in wirklicher Freiheit, als erlöste und sehend gewordene Geschöpfe Gottes.

Martha Bünzli.

Im Herbst.

Von Peter Bratschi.

Wo sind des Sommers frohe,
Wo seiner Sonnenlohe
Lichttage lustentglommen?
Wo sind sie hingekommen?

Die Rebel schleichen düster.
Die heimlichen Geflüster,
Das Raunen in den Zweigen,
Und alle Lieder schweigen.

Es schweigen alle Gloden.
Und keine Fernen loden.
Die Becher all' verschäumen —
Und doch — mein Herz will träumen.

Es träumt von Weh und Lieben
Und prüft, was ihm verblieben.
Es hat so viel zu sinnem
Zum neuen Lenzbeginnen.